

»Ja, mein Erbe gefällt mir gut.«

Skizzen zu einer Gay-Spiritualität*

Ulrich Engel

Konsultiert man das »Praktische Lexikon der Spiritualität«¹, dann fällt auf, daß ein eigenständiger Artikel zur schwulen Spiritualität oder zum Stichwort »Homosexualität« fehlt. Auch die unter dem (nicht weiter behandelten) Lemma »Sexualität« genannten Verweisbeiträge »Geschlechtlichkeit« und »Leib/Leiblichkeit« bleiben, was schwules Leben anbetrifft, konsequent schweigsam. Ebenso handelt das Stichwort »Mann« exklusiv von heterosexueller Existenz. Schließlich scheint auch die inzwischen mehr als 25 Jahre alte Sex/Gender-Debatte nichts mit spirituell-geistlichem Leben gemein zu haben, denn auch dazu weiß das theologische Nachschlagewerk nichts zu berichten. Kurzum: Schwule Spiritualität ist – zumindest nach Auffassung des Lexikons – weder praktisch noch theoretisch vorgesehen: »So etwas« gibt es nicht. Mit meinen hier präsentierten Reflexionen zu einer Gay-Spiritualität möchte ich dieses (Vor-)Urteil dezidiert in Abrede stellen.²

Der Hl. Sebastian als Schutzpatron der Schwulen

Wo christliche Glaubenstradition und homosexuelle Kultur aufeinandertreffen, da ist in der Regel der Hl. Sebastian nicht weit – und dies, obwohl die klassische Ikonographie der schwulen Gemeinde ganze Heerscharen potentieller Schutzpatrone anbietet. Zu denken wäre etwa an die Adonis-Figur des Jusepe de Ribera im Palazzo Corsini zu Rom oder an Caravaggios Darstellung des Hl. Matthäus in der Kirche San Luigi dei Francesi, gleichfalls in Rom. Bildhafte Konkurrenz hätte der Sebastian-Gestalt aber auch durch das biblische Freundespaar David und Jonathan oder den Zisterzienser-Abt Aelred von Rievaulx (»De spirituali amicitia«; 1164 oder später) zuwachsen können. Und doch: »Kein Rivale hinderte den heiligen Sebastian, die Verehrung des männlichen Körpers für sich zu beanspruchen.«³

Unisono haben sich »die« Schwulen den altchristlichen Märtyrer Sebastian zum Schutzpa-

* Die Bezeichnung »Gay« umfaßt im amerikanisch-englischen Sprachgebrauch sowohl Lesben als auch Schwule. Der vorliegende Beitrag thematisiert jedoch allein die männliche Homosexualität.

¹ Praktisches Lexikon der Spiritualität, hrsg. von Ch. Schütz, Freiburg/Br. 1988.

² Literatur: J.J. McNeill, »Sie küßten sich und weinten...« Homosexuelle Frauen und Männer gehen ihren spirituellen Weg, München 1993; R. Cleaver, Know My Name. A Gay Liberation Theology, Louisville/Kentucky 1995; R. Reeling Brouwer / F.J. Hirs, Die Erlösung unseres Leibes. Schwul-theologische Überlegungen wider natürliche Theologie (Erev-Rav-Hefte – Glaubenszeugnisse unserer Zeit 2), Wittingen 1995; R. Woods, Another Kind of Love. Homosexuality and Spirituality, Ft. Wayne, IN ³1987, 1988; M. Fox, The Spiritual Journey of the Homosexual... and just about Everybody Else, in: R. Nugent (Hrsg.), A Challenge to Love. Gay and Lesbian Catholics in the Church, New York, 1987, 189-204.

³ D. Fernandez, Der Raub des Ganymed, Freiburg/Br. ²1992, 149.

tron erkoren. Daß es soweit kommen konnte, war nicht unbedingt von Anfang an zu erwarten. (Früh-)Mittelalterliche Bildnisse zeigen den Heiligen als zumeist betagten, kettengerüsteten Soldaten.⁴ Erst im 15. Jahrhundert setzte sich in der Kunst – zunächst in Italien, dann auch anderen Orts – der Typus des schönen Jünglings durch. Zugleich emanzipierten sich die Maler hinsichtlich ihres Sujets von der bildhaft-narrativen Darstellung der Folter; allein die attributiven Pfeile, die den Heiligen als Nothelfer gegen die Pest ausweisen, verblieben ihm.⁵ Nun verlor Sebastian endgültig seine Kleider. Damit war den Künstlern endlich die Gelegenheit gegeben, den nackten Männerkörper jenseits des thematisch fixen Gehalts der Legende als Inbegriff jugendlicher Schönheit darzustellen. Fast schon in skandalöser Weise weit über die so entstandenen Konventionen hinaus führt ein Kupferstich des Venezianers Jacopo de' Barbari (vgl. umstehende Abb.), insofern hier die einzig gebliebene Legitimation zur Präsentation des nackten Jünglings, nämlich die auf das Martyrium verweisenden Pfeile, ausgeblendet sind. Mit seinem auf diese Weise innovativen Bild treibt der Künstler (* um 1445 in Venedig [?], + um 1515 in Brüssel [?]) den erotischen Aspekt, der dem Sebastian-Motiv seit der Renaissance unterlegt ist, in eine bis dahin nicht bekannte Dimension vor: Der gefesselte Heilige bietet sich dem Betrachter in unverletzter Schönheit dar »und gleicht sich so den Darstellungen der in Liebesbanden Schmachenden an. Wehrlos, wie dem Betrachter, ist er seiner eigenen erotischen Spannung ausgeliefert: Sein erigiertes Glied hält das Lendentuch, das im nächsten Augenblick herabzugleiten verspricht. Die Blicke des Zuschauers aber werden zu ›Pfeilen der Liebe‹ (Francesco di Barberino), die den Leib Sebastians treffen.«⁶ – Die Grenze zur Pornographie ist nun nicht mehr weit.

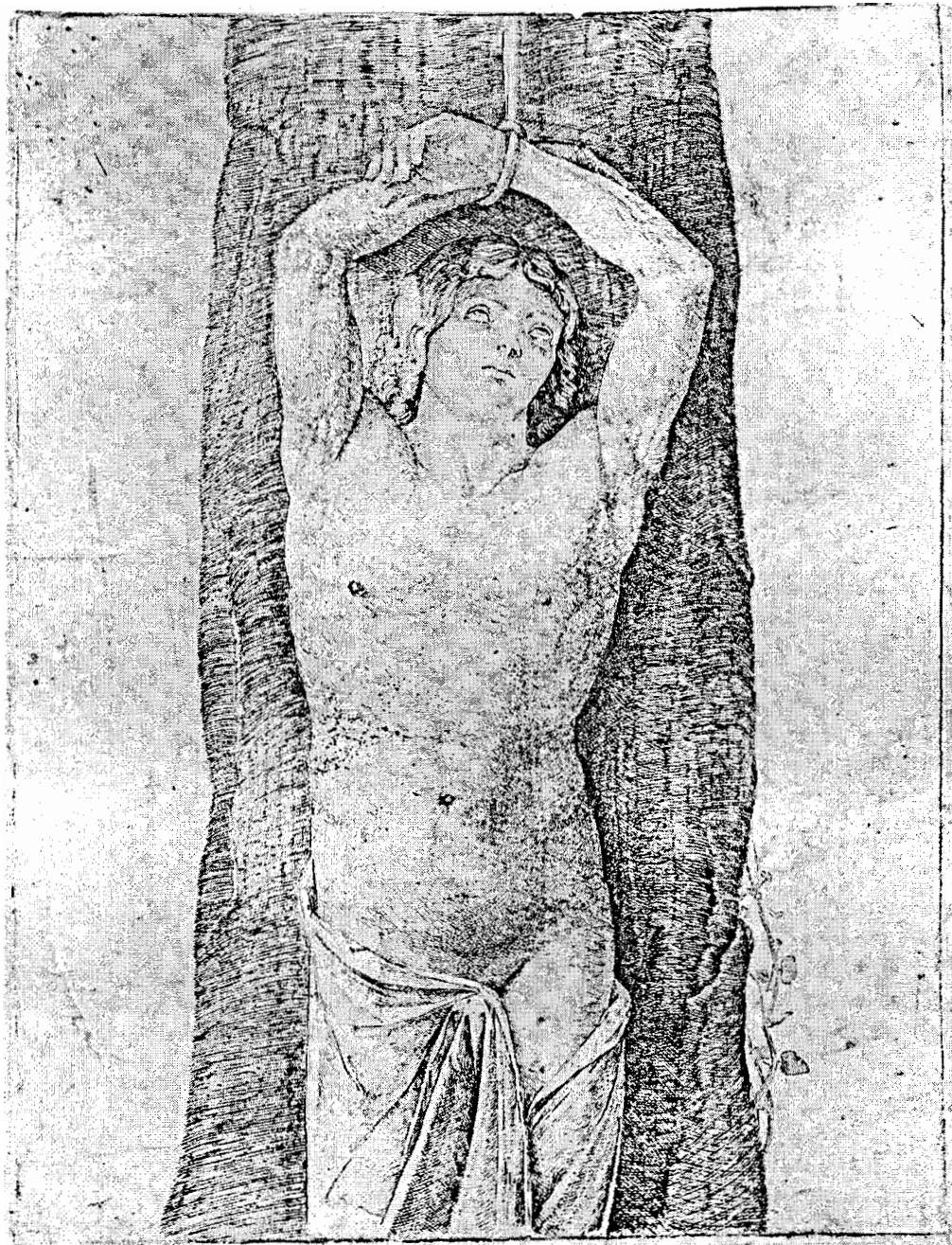
Schwule Bilder, Blicke und Phantasien

Auch wenn uns mit Barbaris Kupferstich eine *atypische* Zuspitzung des Sebastian-Sujets vor Augen gestellt ist, so kann doch anhand dieser Arbeit der *typisch* schwulen Faszination, die das Bildnis des Heiligen auslöst, ein wenig nachgegangen werden. Sicherlich muß die spezifisch *homerotische* Deutung der *allgemein* erotischen Anziehungskraft, die das Motiv des unbedeckten jungen Mannes ausstrahlt, als ein Phänomen des 20. Jahrhunderts eingestuft werden. Dennoch aber kann die homosexuelle Konnotation der allermeisten Sebastian-Darstellungen nicht allein rezeptionsästhetisch begründet werden. Vielmehr ist die schwule Komponente oftmals schon »in den Bildern der Künstler, deren sexuelle Neigung häufig oder oft in diese Richtung tendierten, angelegt.« (Ebd.) Speziell

⁴ Vgl. P. Assion, Sebastian, in: Lexikon der Christlichen Ikonographie, hrsg. von E. Kirschbaum, Freiburg/Br. 1994, Bd. 8, Sp. 318-324, hier 318.

⁵ In der Regel plazierten die bildkünstlerischen Darstellungen die kurzen Armbrustpfeile exakt an jenen Stellen des Körpers, an denen »die ersten Anzeichen der Pest auftraten: im Bereich der Lymphdrüsen unter den Achseln und in der Leistengegend zeigten sich zuerst die gefürchteten Pestbeulen, die für den Infizierten meist den Tod bedeuteten.« (Ph. Helas / G. Wolf, Der Meister E.S.: Das Martyrium des heiligen Sebastian, in: Ch. Geissmar-Brandt / E. Louis [Hrsg.], Glaube Liebe Hoffnung Tod [Ausstellungskatalog], Wien 1995, 114.) Weil der Legende nach die Pfeile den Märtyrer jedoch nicht zu töten vermochten und er schon nach wenigen Tagen wieder gesundete, erwuchs Sebastian der Volksfrömmigkeit sehr schnell zum Schutzpatron gegen die Pest.

⁶ Ph. Helas, Der heilige Sebastian von Jacopo de' Barbari, in: Ch. Geissmar-Brandt / E. Louis (Hrsg.), Glaube Liebe Hoffnung Tod, aaO., 116. Die folgenden Zitatnachweise im laufenden Text beziehen sich auf diesen Beitrag.



Jacopo de' Barbari

Hl. Sebastian, um 1510-12, Kupferstich, 229 x 170 cm

© Graphische Sammlung Albertina, Wien, 1998 (Inv. 1952/425)

die dialektisch verschränkte Beziehung zwischen der abgebildeten Figur und dem Rezipienten ist hier von Interesse: Wie der in seiner Nacktheit Wehrlose den Pfeilen seiner Peiniger ausgeliefert ist, so auch den lustvollen oder sezierenden, auf Besitzergreifung oder Unterwerfung ausgerichteten Blicken der Betrachter. Mehr noch: Wie der (häufig mit ins Bild gesetzt) Kaiser und seine Folterknechte Sebastian ins Visier nehmen, so ist es dem Bildzuschauer gegeben, in die Rolle des Richters bzw. des Vollstreckers zu schlüpfen. Darüberhinaus macht das Bildmotiv die »in der sexuellen Stimulanz des Leidens« (ebd.) grundgelegte Identifikation von Betrachter und Heiligenfigur im Modus des Opfers möglich. Und schließlich ist zu erinnern, daß über lange Jahrhunderte hinweg die Pest als (göttliche) Strafe für Sodomie – häufig mit homosexueller Praxis ineingesetzt – gedeutet wurde; in Zeiten von AIDS erlangt der Heilige so noch einmal neuerlich Aktualität als Symbol der Infizierten, Kranken und Toten.

Das Bildnis des Hl. Sebastian beschwört vor dem genannten Hintergrund und noch lange vor jedweder Benennung im wissenschaftlichen Begriff die schwule Phantasie in ihrer ganzen Bandbreite – von der Sehnsucht nach körperlicher Nähe, erotischer Schönheit, sexuell erfüllter Liebe und intimen Beziehungen über die Angst vor und dem Kampf gegen AIDS bis hin zu Befriedigung sado-masochistischer Lust.

In drei Abschnitten (»Von Gott gewollt« – »Von Gott befreit« – »Von Gott berührt«) möchte ich nun meine Überlegungen zu einer Gay-Spiritualität ausfalten. Dabei greife ich jeweils auf einen zentralen Aspekt des Barbari-Bildes zurück.

Von Gott gewollt

»I am what I am«

Schaut man den Kupferstich des Venezianischen Malers ein wenig genauer an, dann fällt zuerst die aufrechte Haltung der abgebildeten Gestalt auf. Unterstrichen wird dieser Eindruck durch den nur ausschnitthaft gezeigten Baumstamm, der das Bild in markanter Weise vertikal strukturiert. Die über dem Kopf gebundenen Hände, die deutlich sichtbaren Armmuskeln, der himmelwärts gewandte Blick wie auch der emporstrebende junge Pflanzentrieb – in Hüfthöhe zu erkennen – verleihen der Bildkomposition eine klare, von unten nach oben verlaufende Dynamik. Kontrastiert wird diese Bewegung durch ein deutlich wahrnehmbares Moment der Ruhe, das in der Frontalansicht auf den unbedeckten Körper des Mannes begründet liegt. Im Bewußtsein seiner (nackten) Schönheit präsentiert sich der Heilige seinen Betrachtern. Vorgestellt wird uns ein Mensch, der sich nicht im mindesten für sich und seinen Körper schämt: »I am what I am«.

Um die Ausbildung exakt dieses selbstbewußten »I am what I am« geht es in der Biographie eines jeden Menschen – ob homo- oder heterosexuell. Nur wer imstande ist, sich selbst anzunehmen, wer lernt, sich selbst zu lieben, ist in der Lage, ein erfülltes und deshalb glückliches Leben zu führen. In ganz besonderer Weise jedoch haben sich schwule Menschen an dieser Aufgabe abzuarbeiten, wird ihnen doch von einer mehrheitlich homophoben Gesellschaft immer wieder neu insinuiert, die im eigenen Leben entdeckte Homosexualität sei ein krankhaft-sündiger Makel der Persönlichkeit. Dies gilt auch dort noch, wo aus einer pseudoliberalen Haltung heraus die schwule Veranlagung »an sich« toleriert wird, den Betroffenen jedoch eine entsprechende Lebensgestaltung moralisch oder rechtlich verwehrt wird.⁷

⁷ Auch wenn in Deutschland inzwischen der berüchtigte § 175 aus dem Strafgesetzbuch getilgt worden

Eine Theorie schwuler Identität hat jenseits solcher, in Gesellschaft und Kirche latent oder offen vertretener Positionen von den konkret gelebten und erlittenen Erfahrungen der Homosexuellen auszugehen.⁸ Anzusetzen ist bei der – früher oder später – realisierten Einsicht der Betroffenen, die da lautet: »Ich bin schwul« – »I am what I am«. Wo die so formulierte Selbstwahrnehmung von einem tiefen menschlichen Urvertrauen getragen ist, dort darf auch davon ausgegangen werden, daß die eigene Gay-Identität am Ende einer oftmals längeren, vielfach auch schmerzhaften Entwicklung in psychisch gesunder Weise in das Gesamt der eigenen Persönlichkeit integriert werden kann.

»Ja, mein Erbe gefällt mir gut.« (Ps 16,6)

In analoger Weise stellt auch die spirituelle Akzeptanz der eigenen Homosexualität in der Regel das Ergebnis eines längeren Lernprozesses dar. Wir können uns unsere sexuelle Orientierung nicht aussuchen. Vielmehr erfahren wir sie als etwas Vorgegebenes, als Bestandteil der geschaffenen Wirklichkeit. Als gläubige Christen behaupten wir diese uns bestimmende Realität als Ausweis der guten Schöpfung Gottes: »Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Es war sehr gut.« (Gen 1,31). Von dieser biblisch gesetzten Prämisse her definiert sich der Mensch nicht aus sich selbst heraus, sondern er verdankt sich zu allererst seinem Schöpfer. Romano Guardini hat diese theologisch-anthropologisch fundamentale Einsicht treffend und zugleich sehr schlicht zusammengefaßt: »Ich habe mich also empfangen«⁹. Aus diesem Verdankt-Sein erwächst dem Menschen seine originäre Lebensaufgabe – die Annahme seiner selbst: »(...) ich kann mich selbst nicht erklären, noch mich beweisen, sondern ich muß mich annehmen. Und die Klarheit und Tapferkeit dieser Annahme bildet die Grundlage alles Existierens.« (Ebd., 16.) Persönliche Identität ist immer und zuvörderst geschenkt – etwas poetischer, mit den Worten des Psalmisten gesprochen: »Auf schönem Land fiel mir mein Erbteil zu.« (Ps 16,6) Erst in zweiter Potenz werden wir uns selbst zur Aufgabe: »Ich soll sein wollen, der ich bin; wirklich ich sein wollen, und nur ich. Ich soll mich in mein Selbst stellen, wie es ist, und die Aufgabe übernehmen, die mir dadurch in der Welt zugewiesen ist.« (Ebd., 11.)

Zu einer reifen Persönlichkeit gehört, insofern wir leiblich konkrete Menschen sind, unabdingbar die Integration unserer eigenen Sexualität mit all den in ihr gegebenen Möglichkeiten der liebenden Hingabe an einen Partner. Auch wenn sich Guardini mit seinen Überlegungen nicht ausdrücklich auf Gays bezieht, so beanspruchen seine Einsichten ob ihrer fundamentalanthropologischen Qualität gleichwohl für Hetero- *und* Homosexuelle Geltung. Damit aber gilt, daß jedewede sexuelle Orientierung – auch die schwule – als Gabe Gottes verstanden werden darf. Alle Versuche, die gesamte Menschheit in abstrakt-unpersönlicher Weise und unterschiedslos auf heterosexistische Kategorien zu reduzieren, kommt somit einer doppelten, schöpfungs- und gnadentheologischen Häresie

ist, so bleibt die rechtliche Gleichstellung homosexueller Partnerschaften immer noch dringliches Desiderat; zu denken ist etwa an die Heiratsmöglichkeit, das Erbschaftsrecht, an die Regelungen der Rentenversicherung oder die Bestimmungen zur Auskunft im Krankheitsfall des Partners.

⁸ Zu den notwendigen pastoralen Konsequenzen vgl. H.-A. Gunk, Homosexualität – Herausforderung für Theologie und Seelsorge, in: E.O. Arntz / P.-P. König (Hrsg.), Kirche – und die Frage der Homosexualität, Hildesheim 1995, 11-24.

⁹ R. Guardini, Die Annahme seiner selbst, Würzburg 21960, 11. Die folgenden Zitatnachweise im laufenden Text beziehen sich auf dieses Buch (inzwischen erschienen als TOPOS Taschenbuch).

gleich. Nur dort, wo homosexuelle Menschen ihr eigenes Schwulsein nicht verdrängen, sondern als göttliches Geschenk anzunehmen versuchen, eröffnet sich ihnen eine lebenswerte Zukunft »am anderen Ufer«. Allein »von der Annahme seiner selbst führt der Weg in die wirkliche Zukunft – für jeden in seine eigene. Denn als Menschen zu wachsen bedeutet nicht, aus sich [und seiner homosexuellen Veranlagung; Hinzufügung U.E.] hinauszuwollen. Sich sittlich verhalten bedeutet nicht, sich aufzugeben. Wir sollen an uns selbst Kritik üben, aber in Loyalität gegen das, was Gott in uns grundgelegt hat.« (Ebd., 20.) Nur dort, wo es gelingt, die eigene Homosexualität nicht unter dem negativen Vorzeichen der Sünde bzw. in säkularisierter Form als krankhaft zu interpretieren, kann – auch in gläubiger Hinsicht – eine Gay-Identität ausgebildet werden. In diesem Sinne und in der Sprache des Gebetes kann sich schwule Spiritualität dann mit dem folgenden Psalmwort ausdrücken: »Auf schönem Land fiel mir mein Erbteil zu. Ja, mein Erbe gefällt mir gut.« (Ps 16,6)

Von Gott befreit

Coming out-Geschichten

Jacopo de' Barbari stellt uns seinen Hl. Sebastian als »Gebundenen« vor Augen: Mit seinen hoch über dem Kopf gefesselten Händen gibt er sich seinen Betrachtern preis, wirkt so – obwohl ohne die obligatorischen Verwundungen ins Bild gesetzt – äußerst verletzlich. Darüberhinaus verweist das im Fallen begriffene Lententuch auf die unweigerlich folgende Bloßstellung, insofern ihm als Gebundenem keinerlei Möglichkeiten gegeben sind, seine Intimsphäre den gewalttätigen Blicken des Voyeurs zu verbergen.

In der Biographie eines jeden Homosexuellen wie auch in der Geschichte der Schwulenbewegung ist das *coming out* von zentraler Bedeutung. Sowohl individuell als auch kollektiv stellt das öffentliche »Heraustreten« einen in der Regel langwierigen und oftmals schmerzhaften Befreiungsprozeß dar. Gegen die ausgesprochen und unausgesprochenen Erwartungen der nächsten und weiteren Umgebung (Familie, Freunde, Kollegen), welche die heterosexuelle Existenz zur unbefragten Norm erhebt, gilt es das eigene »Anders-Sein« zu akzeptieren, offen zu zeigen und ehrlich zu leben. Gerade weil dieser Weg zumeist allein mit der irritierenden Frage »Bin ich nicht normal?« beginnt, braucht er, um zu einem positiven Abschluß zu gelangen, die Solidarität anderer Menschen, besonders anderer Schwuler. Vor allem ist dies notwendig im Blick auf all die Formen der Stigmatisierung – vom unmenschlichen Ignorieren über berufliche Diskriminierung und verbalen Schwulenhaß bis hin zu handgreiflicher Gewalt –, mit denen sich bekennende Gays unweigerlich konfrontiert sehen.

Eine der Tragödien der Homosexuellenbewegung bestand in ihrer von außen aufgezwungenen Isolation. Lange Zeit gelang es deshalb nicht, eine originär schwule Geschichtsschreibung zu etablieren.¹⁰ Wer aber als Individuum oder als Kollektiv nicht die Möglichkeit hat, die eigenen Erfahrungen weiterzuerzählen, unterliegt einer der massivsten Formen der Unterdrückung überhaupt. Wo Traditionen nicht öffentlich etabliert werden dürfen, kann auf Dauer auch keine Identität ausgebildet und vererbt werden.

¹⁰ Als ein aktuelles, äußerst eindrückliches Projekt schwuler Geschichtsschreibung darf die 1997 in Berlin gezeigte Ausstellung »Goodbye to Berlin?« angesehen werden; s. dazu die Besprechung des Ausstellungskataloges in diesem Heft.

Wem das eigene Gedächtnis genommen wird, steht in der lebensbedrohlichen Gefahr, alle Hoffnung auf positive Veränderungen aufzugeben. Im gesellschaftlichen Bereich gab es bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts noch kaum »sichtbare« Schwule. Ihr öffentliches Erscheinen ist von einer langen Geschichte zwischen Repression und Duldung, Diskriminierung und nur partieller Tolerierung geprägt. Erst der handgreifliche Widerstand der New Yorker Homosexuellen gegen die von Willkür geleitete Razzia im »Stonewall«-Inn an der Christopher Street am frühen Morgen des 28. Juni 1969 kann als Geburtsstunde der »Bewegung« betrachtet werden: An diesem »historischen« Tag befreite sich das Kollektiv der Schwulen aus der ihm aufgezwungenen Anonymität.

Der Auszug aus dem Sklavenhaus der heterosexuellen Normen

Die Geschichte des persönlichen *coming outs* wie auch des der Bewegung stellt einen Befreiungsprozeß dar. Ihr theologisch-spiritueller Urmotiv findet dieser in der biblisch tradierten Exodus-Erzählung (Ex 12,1-15,21).¹¹ Im Widerstand gegen den übermächtig erscheinenden Pharao wie auch gegen die eigene, von nackter Angst diktierte Unbeweglichkeit bricht das Volk der Israeliten auf, um den Banden des Sklavenhauses zu entfliehen. Ähnlich zur Geschichte der Schwulenbewegung schließen sich auch in der Geschichte vom Auszug aus Ägypten viele je einzeln Betroffene zu einer Bewegung zusammen. Es wäre allerdings vermessen, wollte man die biblische Auszugs-Story bloß als eine Geschichte (über-)menschlicher Widerstandsfähigkeit lesen. Entscheidend ist – und dies macht die Besonderheit der Exodus-Überlieferung als Teil der jüdisch-christlichen Schrift aus – die Behauptung, Gott selbst habe die Befreiung des Volkes bewirkt.

Genau an diese Befreiungserfahrung, die gläubige Menschen jener Zeit gemacht haben, kann eine Gay-Spiritualität anknüpfen. Der Kampf der Schwulen-Bewegung gegen die unbefragt universal gesetzte Dominanz des heterosexuellen Menschenbildes wie auch das Bemühen eines jeden einzelnen Schwulen, sich den herrschenden männlich-weiblichen Normen zu entziehen, kann sich unter theologisch-spirituellen Vorzeichen das versklavte Volk Israel zum Vorbild nehmen. Vor dem Hintergrund der 3.000 Jahre andauernden Diskriminierung und Unterdrückung der Schwulen erzählt das Exodus-Buch eine Befreiungsgeschichte, deren gläubiger Hoffnungsgrund in den wunderschönen Liedern der Mirjam (Ex 15,21) und des Mose (Ex 15,1-19) seinen Ausdruck gefunden hat: »Meine Stärke und mein Lied ist der Herr, er ist für mich zum Retter geworden« (Ex 15,2).

Gleiches gilt auch für die Befreiung von belastenden Schuldgefühlen. Vor allem die AIDS-Krise hat solche zum Teil überwunden geglaubte Komplexe erneut hervorbrechen lassen: »So die Schuld und die Scham über die Tatsache, Überlebender zu sein. Schuld von Überlebenden gründet sich auf die unbewußte Angst, das eigene Überleben könnte ermöglicht worden sein durch die Krankheit oder den Tod des anderen. Folglich erscheint alle Freude am Leben verdächtig, als sei das eigene Glück erkaufte worden mit dem Leiden eines anderen.«¹² Hier wie auch im religiös-kirchlichen Bereich, wo die Vertreter einer rigid homophoben Sexualmoral die einschlägigen Schrifttexte nur positivistisch zu

¹¹ Ausführlich dazu s. R.R. Brouwer / F.-J. Hirse, Die Erlösung unseres Leibes, aaO., 33-45; P. Bürger, Da war unser Mund voll Lachen. Befreiung für die Kirche und für Christen, die das gleiche Geschlecht lieben, Düsseldorf 1996, 47-61.

¹² J.J. McNeill, »Sie küßten sich und weinten...«, aaO., 70.

lesen bereit sind¹³, ist die Gefahr groß, daß pathologische Schuldgefühle produziert werden, die letztendlich die menschlich-personale Reifung sowohl in psychologischer als auch in spiritueller Hinsicht verhindern.

Damit vor solchen Hintergründen Freiheit werde, braucht es den Widerstand gegen die Macht der ungerechten Strukturen, der fest zementierten Vorurteile, der permanenten Ignoranz, der eingefleischten Angst und der durch falsche Moral vermittelten Schuldgefühle. Freiheit wird nicht, es sei denn, die Unterdrückten fangen an aufzubegehren, wagen den Widerstand, das *coming out*.

Von Gott berührt

Ein Loblied auf Schönheit, Spiel und Sex

Der unverletzte und wohlgestaltete Körper des Jünglings - eines Heiligen (!) - betont, gerade in seiner lustbetonten Pose, nachdrücklich die tiefe Heiligkeit des menschlichen Körpers und konterkariert damit den leibfeindlichen Traditionsstrang, welcher sich deutlich sichtbar durch die Geschichte der christlichen Kirche zieht. Mit seinem Sebastian führt uns Barbari ein wunderbares Gegenbild zu aller unreifen und neurotisch gegründeten Angst vor sexueller Lust, intimer Berührung, spielerischer Zärtlichkeit, männlicher Schönheit und schwuler Partnerschaft vor Augen.

Das literarische Beispiel schlechthin für solch eine spielerisch-zweckfreie Liebe, für einen freien und kreativen Umgang mit der eigenen Sexualität und der des Partners stellt uns das alttestamentliche Hohelied vor Augen.¹⁴ Wohl ist die im biblischen Text ursprünglich besungene Liebe von Frau und Mann im Laufe der Zeit immer weiter spiritualisiert worden. Nicht mehr die zwischenmenschliche Beziehung interessierte in erster Linie, sondern man stellte das Verhältnis zwischen JHWH und seinem Volk, zwischen Christus und seiner Kirche in den Mittelpunkt der Relecture. Dies geschah etwa mit Hilfe der sogenannten »Königs-Travestie«¹⁵, von der zu Beginn des Hohenliedes berichtet wird: Der junge, begehrte Mann erscheint dort als König verkleidet (Hld 1,4). Auf diese Weise erfuhr er eine Überhöhung, die es leicht macht, ihn später mit Gott selbst oder mit Jesus Christus zu identifizieren.¹⁶

Bleiben wir jedoch nahe am Schrifttext, dann begegnet uns nicht mehr und nicht weniger als die poetisch besungene Liebe zwischen zwei Menschen. Im Kern wird dort sogar eine verbotene Beziehung gerühmt, insofern die Liebenden weder verheiratet noch von gleicher kultureller Herkunft sind. Und dennoch insinuiert der Text in keinerlei Weise, daß die Sehnsucht der beiden nach Vereinigung mitsamt dem dabei deutlich mitschwingenden erotisch-sexuellen Verlangen, das ihre Liebe trägt, als unsittlich zu bewerten wäre. Im Gegenteil: Das biblische Lied preist genau diese »verbotene« Freundschaft als höchsten Ausdruck menschlicher Liebe überhaupt. Mehr noch: Insofern der »unfromme« Text in

¹³ Gegen eine solche »biblizistische« Auslegung der entsprechenden Schrifttexte wendet sich deutlich M. Theobald, *Biblische Weisungen zur Homosexualität?*, in diesem Heft.

¹⁴ Vgl. H. Gollwitzer, *Das hohe Lied der Liebe*, München 71988.

¹⁵ J. Schreiner, *Das Hohelied in der Liturgie* [Anhang], in: G. Krinetzki, *Hohelied* (NEB 19. Lfg. Teil II), Würzburg 1980, 29-31, hier 29.

¹⁶ G. Krinetzki, *Hohelied*, aaO., 9.

den offiziellen Kanon der heiligen Schriften des Judentums und des Christentums aufgenommen worden ist, müssen Leidenschaft, Erotik und Partnerschaft, wie sie im Hohelied so wunderschön besungen werden, als höchster Ausdruck gottgewollter Liebe verstanden werden.

Dies gilt sogar und erst recht noch dort, wo wir feststellen müssen, daß (schwule) Liebes- und Freundschaftsbeziehungen gar nicht so einfach zu bewerkstelligen sind: Neben den glücklichen Momenten erfüllter Liebe, neben den Augenblicken des Gelingens bleiben immer auch dunkle Spuren von Enttäuschung. Letztlich scheitern wir immer wieder daran, daß wir einander bei aller Nähe fremd bleiben, daß alle Sehnsucht nach Einswerdung mit dem Partner permanent von der schmerzlich erfahrenen Wunde einer unüberbrückbaren Distanz zum Anderen überschattet bleibt. Verwundbarkeit aber ist nichts anderes als die Rückseite unserer Freundschafts- und Liebesbeziehungen. Nur dort, wo wir einander ehrlich zeigen, ist wirkliche Berührung und wahrhaftige Beziehung möglich. Die nackte Haut ist der symbolische und reale Ort zwischenmenschlicher Zärtlichkeit und Liebe. Von diesen Ambivalenzen, die dem menschlichen Leben unabänderlich eingeschrieben sind, erzählt auch das Hohelied.

Gottes Liebe im (Männer-)Körper

Einem gläubig gegründeten Leben aus dem Spiel eignet somit unbedingt das Moment zwischenmenschlicher Absichtslosigkeit. Daß eine solche These nicht bloß eine gutgemeintes, aber unbegründetes Theoriekonstrukt darstellt, macht ein kurzer Blick in den Bereich der Psychodynamik deutlich, insofern dort zunehmend mehr erkannt wird, »daß der grundlegende menschliche Trieb nicht auf Lust, sondern auf Intimität gerichtet ist. Der Sextrieb ist deshalb die physische Dimension eines menschlichen Bedürfnisses, der Isolation und Entfremdung zu entkommen«¹⁷. Spiritualität meint somit nichts anderes als liebende Kommunikation oder kommunizierende Liebe.

Liebende Kommunikation oder kommunizierende Liebe sind – wenn sie nicht bloß idealistisch enggeführt verstanden werden – immer leiblich gegründet. Dies gilt hinsichtlich der Beziehung zwischen Gott und Mensch wie auch im Blick auf die als Abbild der ersteren interpretierten zwischenmenschlichen Beziehungen. Der Schnittpunkt der Kommunikation zwischen Göttlichem und Menschlichem ist – theologisch gesprochen – das Fleisch und Blut Jesu. An Weihnachten nahm Gott in seinem Sohn Wohnung in menschlichem Fleisch, Jesu heilend-helfende Begegnungen mit den Menschen seiner Zeit konnotieren die neutestamentlichen Zeugnisse fast durchgängig mit körperlicher Berührung und zärtlichen Blicken, seine karfreitägliche Martyrium ist durch die tödlich-brutale Verunstaltung eines Menschenleibes gekennzeichnet und als österlich Auferwecker schließlich begegnet Jesus seinen Jüngern und Freunden mit deutlich sichtbaren Wundmalen. In der eucharistischen Memoria feiern wir dieses zutiefst körperlich-material gegründete Geheimnis in der gläubigen Hoffnung auf die endgültige Auferstehung auch unseres Fleisches: »Dies ist mein Leib« – »Dies ist mein Blut«.

Eine solcherart christologisch und eucharistisch verankerte Spiritualität liebender Kommunikation im Medium der Körper kann das Moment der Sexualität nicht einfachhin ausblenden, denn eine leibliche Verfaßtheit des Menschen jenseits sexuellen Verlangens existiert nicht. Dies gilt – natürlich – nicht bloß für heterosexuelle, sondern gleichviel für

¹⁷ J.J. McNeill, »Sie küßten sich und weinten...«, aaO., 134.

homosexuelle Kommunikation. Gegen alle manichäischen Häresien, die den Sexualtrieb des Menschen nur als Quelle der Sünde ansehen, ist eine christologisch fundierte Gay-Spiritualität immer auch eine der schwulen Körper. Selbstliebe, Nächstenliebe und Gottesliebe bilden dabei das unaufgebbare Kommunikationsdreieck, das wir lebenslang zu verwirklichen trachten. Jenseits allen unpersönlichen Hedonismus¹⁸ werden somit aufrichtige Selbstannahme und ehrliche Partnerschaft zu Realisationen unserer Liebe zu Gott. Und umgekehrt darf ebenfalls gelten: In der zutiefst bejahten Existenz wie auch in den daraus real erwachsenen schwulen Love-Stories manifestiert sich Gottes Liebe und Menschenfreundlichkeit.

Auf dem Weg zu einer ›heiligen Kommunion schwuler Leiber‹

All dies hat auch dort noch Bestand, wo Freundschaften, Beziehungen und Leben an ein Ende kommen. Im Zeichen von AIDS prägt das Sterben und der Tod, das Abschiednehmen und die Trauer das Leben vieler Gays. Dabei gilt, daß alle Entfremdung von unserer Sexualität in ihrem Ursprung eine Entfremdung von der Sterblichkeit unseres Körpers ist. Wo diese Entfremdung zugunsten einer wirklichen leiblich-sexuellen Akzeptanz überwunden werden will, braucht es Versöhnung, zuerst: die annehmende Versöhnung mit all unseren menschlichen Gegebenheiten, zu denen auch und ganz wesentlich der Tod zählt. John J. McNeill hat die m.E. entscheidendste Lebensfrage eines jeden Menschen auf den Punkt formuliert: »Können wir lieben unter der Bedingung, daß wir sterben müssen?«¹⁸ In spiritueller Hinsicht darf die Antwort auf diese Frage in der christlichen Osterbotschaft gesucht werden, insofern die biblisch tradierten Zeugnisse uns hoffen lassen, daß Gottes Liebe als Urgrund allen menschlichen Liebesvermögens stärker ist als der Tod.

Mit der Botschaft von der Auferweckung Christi ist auch uns die Auferstehung unserer Körper versprochen. Wenn aber unserer Liebe in all ihren homo- und heterosexuellen Dimensionen eine wirkliche Zukunft über das Grab hinaus zugesagt ist, dann müssen wir auch angesichts des Todes – des eigenen und des geliebten Partners – unsere Sexualität nicht abspalten oder verleugnen. Wenn es denn die Auferweckung der Körper gibt, dann wird es auch die der schwulen Körper sein, in all ihrer personalen – auch sexuellen – Beziehungsfähigkeit. Dann wird jenseits von HIV und AIDS, jenseits von Krankheit und Tod die Kommunikation der Liebe als ›heilige Kommunion schwuler Leiber‹ endgültig wirklich sein.

Dr. des. theol. Ulrich Engel OP, geb. 1961 in Düsseldorf, Lehrbeauftragter für Philosophie an der Phil.-Theol. Hochschule Münster. Andreasstraße 27, D-40213 Düsseldorf. Veröffentlichung u.a.: Umgrenzte Leere. Zur Praxis einer politisch-theologischen Ästhetik im Anschluß an Peter Weiss' Romantrilogie »Die Ästhetik des Widerstands« (Religion – Geschichte – Gesellschaft. Fundamentaltheologische Studien), Münster 1998.

¹⁸ Ebd., 164.